

1903. ⁕ № 1.

Familie Feigl.

Novelle von **Anna Vogel vom Spielberg.**

1. (Nachdruck verboten.)

Das Haus — alt, unscheinbar, nur stockhoch, mit gänzlich schmuckloser Fassade, niedrigen Fenstern und Türen, ohne Gasbeleuchtung, ohne Wasserleitung, von allem modernen Komfort himmelweit entfernt — stand da wie ein vergessenes Überbleibsel längst vergangener, anspruchsloserer Zeiten inmitten der modernen Zinskasernen der vorortlichen Hauptstraße, die wie der ganze Wiener Vorort überhaupt von ärmeren Gesellschaftsklassen bewohnt war. Nur machte das alte Haus inmitten des verlogenen Prunkes der anderen ringsumher in seiner schlichten Anspruchslosigkeit einen anheimelnden Eindruck, der durch den Trödlerladen neben dem breiten Haustor eher noch erhöht als beeinträchtigt wurde.

Über demselben befand sich eine Holztafel — einstmals weiß, nun schmutzig grau — darauf in großen schwarzen Lettern zu lesen stand: „Bernhard Feigl, Trödler."

Neben der Ladentür hingen alte Stiefel in allen Größen und Kleider für Männer und Weiber. Im Auslagefenster waren die bescheidenen Kostbarkeiten verlockend zur Schau gestellt.

Da baumelten an aufgespannten Schnüren Taschenuhren und Ringe, da standen Vasen aus Glas, Majolika und Porzellan, glänzten Armbänder und Broschen aus Silber und unechtem Metall, schimmerten einige Eßbestecke und Löffel, lehnten ein paar Bilder, von unbekannten Malern in Öl gemalt, stand und lag allerlei Krimskrams, dafür sich selten Käufer finden wollten.

Ein sehr bescheidener Reichtum, nicht mehr als einige hundert Gulden wert, der dem Geschäft aber doch ein gewisses Ansehen verlieh und die Leute der Umgebung zum Trödler Feigl, der überdies als anständiger Geschäftsmann galt, gehen ließ.

Sein Hauptgeschäft freilich beruhte auf dem Ein- und Verkauf alter Kleidungsstücke, Wäsche und einfacher Möbel, mit denen der geräumige Laden so angefüllt war, daß man sich darin kaum bewegen konnte.

Es war an einem unfreundlichen Oktobernachmittag, als sich Frau Feigl in dem mit einer Petroleumlampe erhellten Laden befand, um einen Käufer, der einen Anzug haben wollte, zu bedienen.

Kaum vierzigjährig, sah sie mit ihrem schlaffen, blassen, einstmals hübsch gewesenen Antlitz, der ebenso schlaffen Gestalt, den vorgeneigten, wie unter einer Bürde beschwerten Schultern und dem glanzlosen dunklen Haar weit älter aus. Vorzeitig welk vor Kummer, Sorge, Arbeit. Oft schien es ihr, als müßte sie sich hinlegen, um nicht mehr aufzustehen; nur mit Anspannung ihrer ganzen Willensstärke hielt sie sich aufrecht. Sie hatte dem kauflustigen jungen Manne bereits eine Anzahl Anzüge zur Auswahl vorgelegt, ohne daß er noch seine Entscheidung getroffen hätte, und legte ihm geduldig noch einen vor, an dem er endlich Gefallen fand. Nur war ihm der Preis zu hoch. Er unterbot sie um ein beträchtliches. Sie konnte darauf nicht eingehen, er verlegte sich aufs Feilschen, bot immer um zehn Kreuzer mehr, und der Handel zog sich in die Länge, hätte vielleicht noch wer weiß wie lange gedauert, wenn nicht die Trödlerin gezwungen worden wäre, ihm rasch ein Ende zu bereiten.

In der an den Laden anstoßenden Wohnung wurde es von aufgeregten Kinderstimmen laut. Die größeren Buben waren in einen Streit geraten, man hörte ein Geräusch dumpf aufstoßender Tritte wie bei einer Balgerei und keuchendes Atmen. Mit einem Male ertönte ein Schrei, so laut und schmerzhaft, als wäre der eine dem anderen an das Leben gegangen, ein Schrei, der die Mutter mit Todesschreck erfüllte und sie an allen Gliedern beben ließ.

Der Kunde hatte indessen langsam einen halben Gulden zugelegt. Und sie, vor Aufregung und Herzensangst um die Kinder, ging den Handel ein, gab das Gewand viel billiger her, als sie beabsichtigt hatte und gedurft hätte.

Der Käufer entfernte sich zufrieden, die



Die Halloren bringen zu Neujahr ihrem Pfänner Eier, Wurst und Salz. (S. 3)

Trödlerin stürzte ungestüm in das Wohnzimmer.

Ihr ältester Sohn, ein zwölfjähriger Knabe, lehnte dunkelrot im Antlitz, sprachlos, mit angstvoll umherrollenden Augen an der Wand, beide Hände krampfhaft auf die Brust gepreßt, weil ihn der um zwei Jahre jüngere Bruder im Raufhandel durch einen heftigen Stoß auf den Magen überwältigt hatte. Nun stand der Übeltäter bestürzt vor dem Besiegten, während die zwei jüngsten Kinder — ein Mädchen von sechs und ein Knabe von vier Jahren — ein lautes Angstgeschrei ausstießen.

„Um Gottes willen, was habt ihr denn getan?" fragte die Mutter händeringend.

„Der Karl hat mir keine Ruh' gegeben," gestand der zehnjährige Hans halb kleinlaut, halb trotzig. „Er hat zu raufen angefangen, mich hauen wollen. Und da hab' ich ihm halt einen Stoß gegeben."

„Na, wart nur!" schnitt die Mutter ihm mit drohender Gebärde das Wort ab. „Das wirst du nicht mehr tun, du schlimmer Bub!"

Sie stürzte zu dem Ältesten hin und brachte ihn durch heftiges Schütteln an den Schultern zu sich.

„So sprich doch, Karl," flehte sie in Angst. „So sprich doch nur ein Wort." Und da ihr Flehen erfolglos blieb, eilte sie in die Küche hinaus und kam im nächsten Augenblick mit einem in kaltes Wasser getauchten Handtuch zurück. Damit rieb sie ihm den Kopf tüchtig ab und sah ihre Bemühungen von Erfolg gekrönt. Die unheimlich dunkle Färbung seines Antlitzes verschwand, die natürliche Farbe kam zum Vorschein, nur viel blässer als sonst. Die Augen hörten auf zu rollen, die richtige Atembewegung und die Sprache stellten sich wieder ein.

Einmal so weit, ging das mütterliche Strafgericht gerechterweise über beide nieder. Zuerst über Hans, weil er dem Karl beinahe das Lebenslicht ausgeblasen; dann über Karl, weil er die Balgerei begonnen hatte. Und bei dem ohrenbetäubenden Gebrüll der bestraften Knaben duckten sich die zwei Kleinen am Kindertischchen verängstigt zusammen, als befürchteten sie, auch ihren Teil wegzukriegen.

Eine ganz unnötige Sorge. Die Mutter dachte nicht daran, die Unschuldigen mit leiden zu lassen. Sie schlug nicht gerne zu; doch wenn es sein mußte, gab es bei ihr aus. Und bei den großen Buben mußte es zu ihrem Leidwesen oft sein. Sie wuchsen ihr über den Kopf, die beiden, und der Vater schritt nicht ein. Er kümmerte sich nicht um die Kinder, nicht um ihre Erziehung, überließ alle Sorgen ausschließlich der Mutter.

Und nun, nach überstandenem Schrecken, versagten ihr, wie immer nach solchen Vorfällen, die durch Überbürdung arg heruntergekommenen Nerven ganz den Dienst. Erschöpft sank sie auf einen Stuhl, die Hände kraftlos im Schoß gefaltet, und starrte düster vor sich hin.

Ihr Mann, ihr Mann . . . O, der hatte es gut. Der sorgte sich um nichts als um sein Leibeswohl und sein Vergnügen; ließ sich von ihr mit guten Bissen füttern und sie selbst zusehen, wie es ihm schmeckte; stand spät auf wie ein großer Herr und verbrachte jahraus, jahrein den Nachmittag und Abend im Kaffeehaus. Und so, bei diesem Leben, war's gekommen, daß er ihr gegenüber zwanzig Jahre voraus hatte. Um zehn Jahre älter als sie, sah er um zehn Jahre jünger aus, so frisch und blühend wie ein Dreißigjähriger. Während sie . . .

Ihr verdunkelter Blick fiel in den Spiegel am Fensterpfeiler. Das Bild eines gebrochenen, gealterten Weibes schaute ihr daraus entgegen. Und es schien ihr unglaublich, daß sie einmal jung und hübsch gewesen war. Auf ihr allein ruhte eben alles: die Hauswirtschaft, das Geschäft, die Sorge für die Kinder, das Rechnen, Sparen, Placken.

Sie war schon lange an alles das gewöhnt, schon lang dagegen abgestumpft; aber manchmal regte es sich doch wie eine Erinnerung in ihr, daß auch sie Anspruch auf Glück gehabt, daß sie mit frohen Hoffnungen in die Ehe getreten war, zum mindesten mit der Hoffnung, in dem Mann, den sie gewählt, einen schützenden Freund und treuen Gefährten gefunden zu haben. Dann stieg es auch mit Bitterkeit in ihr empor — und sie verzagte an dem Leben, an sich selbst.

So erging es ihr jetzt. Große Tränen füllten ihre Augen, sie barg das Antlitz in den Händen und schluchzte still in sich hinein.

Karl und Hans hatten sich in die Küche hinaus verzogen, um dort mit ihren Schmerzen über die erhaltene Strafe fertig zu werden. Tini und Marl saßen mäuschenstill an ihrem Kindertischchen und wagten nicht zu mucksen.

„Die Mutter weint," raunte das Mädchen mit scheuem Flüstern dem kleinen Buben zu. Der sah erstaunt auf die Mutter hin und schlich sich dann mitleidig zu ihr.

„Nicht weinen, Mutterl," bat er mit zuckenden Lippen. „Sonst weint Mari auch."

Sie hörte seine bangbeklommene, süße Stimme, spürte seine weichen Händchen zärtlich tastend an den ihren und schlang in leidenschaftlicher Aufwallung die Arme um das Bübchen mit dem lieben blonden Gesicht.

„Ja, wenn du nicht da wärst, mein Kleiner! Und wenn ihr alle nicht da wäret, meine Kinder," kam es in zerrissenen Tönen von ihren Lippen. „Dann wüßt' ich schon, was ich tät'."

Und da sich Tine auch herangeschlichen hatte, zog sie beide mit liebevoller Heftigkeit an sich und küßte mit bebenden Lippen den blonden Scheitel des einen, den braunen des anderen.

Zu diesem Augenblick ertönte die Ladenklingel.

Frau Feigl schob die Kinder sanft von sich, trocknete hastig ihre nassen Augen und und ging hinaus.

Es war zunächst nur ihre Tochter Poldi, ein fünfzehnjähriges hübsches Mädchen, die eben aus der Fortbildungsschule heimkam und die Mutter herzlich begrüßte. Ihr auf dem Fuße folgte ein Mann in Arbeiterkleidung. Er schien angetrunken zu sein und konnte sich nicht gerade halten. Mit gröhlender Stimme verlangte er ein Paar Stiefel.

Er stand vor dem Ladentische. Seinem bärtigen Mund entströmte ein widerwärtiger Geruch von Fusel, und auf seinen unsicheren Beinen schwankte er so besorgniserregend hin und her, daß es aussah, als müßte er jeden Augenblick der Länge nach hinfallen.

Frau Feigl hatte vor Trunkenbolden immer Angst. Sie gab ihrer Tochter einen Wink zu bleiben und lezte dem Manne ver-



Die Marmorgruppe „Ich habe keine Zeit, müde zu sein" von Michel Lock im Hohenzollernmuseum zu Berlin. (S. 3)
Nach einer Photographie von Hans Franke & Co. in Berlin.

schiedene Stiefelpaare vor. Er entkleidete mit der grotesken Umständlichkeit eines Trunkenen den rechten Fuß und probierte mit derselben Umständlichkeit der Reihe nach die Stiefel, bis er das passende Paar fand. Dabei hatte er fortwährend bald einen rohen Witz, bald eine gemeine Verwünschung auf den Lippen. Mutter und Tochter atmeten auf, als er seine Wahl getroffen, sollten aber noch nicht so bald von ihm befreit werden.

Der geforderte Preis war ihm zu hoch, ließ ihn entrüstet auffahren und unflätige Ausdrücke gebrauchen.

„Ja, beim Bäcken!“ gröhlte er, mit der Faust auf den Ladentisch schlagend. „So viel gib i nit her. Ihr G'sindel ihr, seid's ja mehr Räuber als Dieb! Zwei Gulden fufzig traut's euch zu verlangen für ein Paar alte Stiefel? Ein Gulden fufzig is viel zu viel dafür bezahlt. Krieg' ich's um das Geld oder krieg' ich's nit? He?“ Er legte sich dabei mit dem halben Oberleib über den Ladentisch und funkelte aus grimmigen Augen die Trödlerin an.

Sie verneinte mit gemachter Ruhe. „Es tut mir leid, lieber Herr. So billig kann ich sie nicht geben, uns selbst kosten sie mehr.“

Er lachte dröhnend auf und schrie, aufs neue zornig werdend, wild auf sie ein: „Bagasch! Mordsbagasch, blutsaugerische! So wollt's ihr ein' ehrlichen Menschen um sein Geld bestehl'n? Krieg' ich's oder nit?“

„Nein,“ sagte die Trödlerin kurz. „Gehen Sie anderswohin, wenn Sie so billig kaufen wollen. Wir haben gute Ware.“ Damit machte sie sich daran, die Stiefel von dem Ladentische wegzuräumen. Sie kannte ihre Leute und wußte nun, daß der Mann da nur gekommen war, um zu krakeelen, nicht um zu kaufen.

Ihr Vorgehen brachte ihn zur Wut. „Was?“ brüllte er, so wuchtig auf den Ladentisch schlagend, daß alles, was darauf war, in die Höhe sprang. „Außischmeißen tut mich die Kanaille da? Du sollst's aber seh'n, du Tandlerschlampen, ob ich mich von dir außischmeißen lass'. Da hast es! Da!“ Er packte zwei der schweren Stiefel und schleuderte sie nach Frau Feigls Kopf.

An allen Gliedern zitternd, duckte sich die Trödlerin hastig. Die Stiefel sausten knapp an ihr vorbei, trafen mit lautem Geräusch die Tür, die ins Wohnzimmer führte, und fielen zu Boden.

Die Kinder drinnen schrieen angstvoll auf und begannen laut zu weinen. Frau Feigl riß die Tür auf, drängte Poldi vor sich her ins Zimmer, um vor dem Wüterich zu fliehen, und sperrte hinter sich zu. Dann riß sie drinnen das Fenster auf und schrie auf die Straße um Hilfe.

Eben gingen Leute vorüber. Ein paar Arbeiter hörten, was geschehen war, und traten eilig in den Laden. Unter wilden Flüchen hatte dort der Trunkenbold inzwischen den Sessel, darauf er beim Probieren gesessen, zertrümmert und wollte mit dem Stuhlbein in der Hand zerstören, was er vor sich sah. Da packten ihn aber auch schon feste Hände, überwältigten seinen Widerstand und schleppten ihn hinaus. Dort übergaben sie ihn einem Wachmann, der eilends herbeikam und den wüsten Menschen dingfest machte.

(Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Rundschau.

Die Salzwirker-Brüderschaft der **Halloren in Halle a. S.** hat noch heute ihre besonderen Privilegien und Zunftbräuche, sowie ihre besondere Festtracht. Letztere besteht aus langem farbigen Rock und hellseidener Weste mit großen silbernen Knöpfen, schwarzen Kniehosen aus Samt, bunten Strümpfen und Schnallenschuhen. Kopfbedeckung ist der Dreimaster. Zu Neujahr bringt eine Abordnung von Halloren ihrem Leiter, dem Pfänner, als Gabe Eier, Wurst und Salz, und es ist ihr seit Jahrhunderten ausgeübtes Vorrecht, die gleiche Neujahrsgabe dem jeweiligen preußischen Könige überreichen und ihn beglückwünschen zu dürfen. — Den Hauptraum im Hohenzollernmuseum zu Berlin bildet die jüngst vollendete Kaiser Wilhelm-Gedächtnishalle, worin das schöne Bildwerk von Michel Lock **„Ich habe keine Zeit, müde zu sein“** Aufstellung gefunden. Der Künstler hatte für das Modell seinerzeit die große goldene Medaille erhalten, aber der Tod raffte ihn leider dahin, ehe er an die Ausführung in Marmor gehen konnte, die daher der Staat dem Bildhauer Tübbecke übertrug. Schlicht und packend führt uns der Künstler den greisen Kaiser Wilhelm I. in seiner letzten Lebenszeit vor Augen. Der im Sessel zusammengesunkene Körper, der müde Blick drücken die Erschöpfung des Alters, die Sehnsucht nach Ruhe aus, aber das Gebot der Pflicht treibt ihn an, in der Arbeit fortzufahren bis zum letzten Augenblick, getreu den von ihm gesprochenen Worten, welche die Devise des Denkmals bilden. — Die **Beisetzung** der Leiche **Friedrich Alfred Krupps in Essen** hat unter ganz besonderen Ehrenbezeigungen stattgefunden, wie sie sonst nur Fürsten oder hervorragenden Staatsmännern erwiesen werden. Den Zug eröffnete das Musikkorps der Deutzer Pioniere, dann kam die Trauerparade der Feuerwehr, die Kranzträger, die Geistlichkeit und die Ordenträger. Hinter dem reich mit Blumen und Palmen geschmückten vierspännigen Leichenwagen ging als erster der Leidtragenden Kaiser Wilhelm II., und ihm folgten Minister, Generale und hohe staatliche Würdenträger in großer Zahl. Zahllose Beamte der Eisenwerke schlossen sich an, während in den Straßen die Arbeiterscharen Spalier bildeten. Es war die glänzende Trauerparade eines weltbekannten Fürsten der deutschen Industrie.



Die Beisetzung Krupps in Essen: Der Trauerzug auf dem Weg nach dem Friedhof.
Nach einer Photographie von Martin Hönscheidt in Essen.

Ein Andenken.

(Mit Bild.)

Welch junges Mädchen hat nicht im geheimsten Winkel ihres Tischchens oder Schränkchens ein Kästchen verborgen, das sie wie ein Heiligtum hütet, und das nur der allerbesten Freundin in traulicher Stunde einmal gezeigt wird! Es enthält ihren Schmuck und daneben Andenken, meist einen bunten Kram von allerhand harmlosen und doch so teuren Wertlosigkeiten: ein Stammbuchblatt, ein vierblätteriges Kleeblatt, ein welkes Sträußchen, das erste ihr gewidmete Gedicht, einen Kotillonorden — alles die Zeugen freudiger Erinnerungen. Und manchmal auch eines, das sinnend und traurig stimmt — ein Medaillon mit einem Bild und vielleicht einer Haarlocke darin von einem, der ferne weilt, der gestorben oder treulos geworden ist, und das man trotzdem um keinen Preis missen möchte, denn es ist ein Stück unseres Lebens.

Schneeräumer auf der Arlbergbahn.

(Mit Bild auf Seite 5.)

Der Verkehr auf der von Bludenz in Vorarlberg bis Landeck in Tirol führenden Arlbergbahn ist allwinterlich durch die Schneemassen bedroht, die auf der besonders schwierigen Vorarlberger Strecke häufig genug die Verbindung ganz unterbrechen. Ist der Schnee nicht sehr hoch, so spannt man dem Zuge einfach zwei Lokomotiven vor, deren Gewicht genügt, die



Ein Andenken. Nach einem Gemälde von F. Martin.

Schienen frei zu machen. Die vorderste dient dann als Schneeräumer. Unser Bild stellt einen solchen Zug dar, wie er gerade die Brücke über den Wildtobel bei Klösterle passiert. Ist der Schnee aber hoch, so wird den Maschinen ein Schneepflug vorgelegt, ein dreieckiger Wagen, dessen schaufelförmiger Vorderteil bis zu den Schienen reicht und den Schnee rechts und links zur Seite schiebt.

Der Doppelgänger.

Historische Erzählung

von **Lud. Hallentin-Wewer.**

1. (Nachdruck verboten.)

Es war an einem kalten Wintertage des Jahres 1858. Vor dem Hauptportal des Pariser Tuilerienpalastes, in dem seit sechs Jahren wieder ein Kaiser, Napoleon III., residierte, fuhr ein eleganter Wagen vor. Die Posten zu beiden Seiten des Eingangs präsentierten vor dem Aussteigenden, der große Staatsuniform trug. Es war der Minister des Auswärtigen, Graf Walewski.

Der Graf hatte offenbar dem Kaiser einen wichtigen Vortrag zu halten, denn seine Aktenmappe, die er mit sich aus dem Wagen nahm, war sehr umfangreich. Die französische Politik befand sich an einem wichtigen Wendepunkte. Vor kurzem hatte das fürchterliche Orsinische Attentat gegen Napoleon III. stattgefunden, und zahlreiche Briefe von Italienern bedrohten den Monarchen, dessen Umgebung für sein Leben zitterte. Der Neffe des großen Korsen hatte den Italienern, als er noch als Flüchtling in Rom lebte und aus politischen Gründen dem Geheimbund der Carbonari beigetreten war, die Befreiung von der Fremdherrschaft versprochen. Als Napoleon nun Kaiser geworden war, verlangten die Verschworenen, daß er sein Wort halte und seine Macht zur Befreiung Italiens einsetze. Als er sich dazu nicht geneigt zeigte, verurteilten sie ihn zum Tode, und die furchtbaren Attentate, die der Italiener Pianori im Jahre 1855 und nun vor wenigen Wochen Orsini gegen ihn in Szene gesetzt hatten, bewiesen



Schneeräumer auf der Arlbergbahn. (S. 4)

daß es den Verschworenen sehr ernst mit ihrem Todesurteile sei.

Napoleon III. faßte jetzt den Entschluß, sein Wort einzulösen. Er hatte mit dem piemontesischen Premierminister Grafen Cavour eine heimliche Begegnung in Plombières gehabt, und es dann öffentlich ausgesprochen: „Frankreichs heiligste Aufgabe sei, die unterdrückten Völker von ihrem Joche zu befreien.“ Man konnte somit vorhersehen, daß in nächster Zeit etwas Wichtiges geschehen werde, und daß wahrscheinlich der Krieg mit Österreich unvermeidlich sei.

Graf Walewski stieg mit seiner Mappe die Treppe empor, die zu den im ersten Stock gelegenen Zimmern des Kaisers und der Kaiserin führte. Er gelangte bis in das Vorzimmer des Kaisers und traf hier dessen Halbbruder, den Herzog von Morny, der damals Präsident des Gesetzgebenden Körpers war. Außer diesem Würdenträger befand sich hier der Kammerdiener Napoleons, der ganz blaß aussah und zitterte. Morny trat rasch auf den Grafen Walewski zu und zog ihn in eine der Fensternischen, die nach der Rue de Rivoli hinausführten.

„Hören Sie nur!“ sagte er halblaut, nach dem Arbeitszimmer des Kaisers deutend.

Man hörte heftige Stimmen. Walewski erkannte die erregte, schreiende Stimme der Kaiserin Eugenie und die ebenfalls erregte Stimme des Kaisers. Es fand wieder einmal eine der heftigen Szenen statt, die Eugenie in ihrer Rücksichtslosigkeit dem Kaiser stets bereitete, wenn nicht alles nach ihrem Willen ging und ihre Herrschsucht irgendwelchen Widerstand fand.

„So geht es schon seit einer halben Stunde,“ erklärte der Herzog von Morny. „Ich bin zum Vortrag befohlen, und es handelt sich um eine wichtige Sache, aber ich muß warten, ebenso wie Sie warten müssen. Der Kaiser wird wieder eine seiner schweren Aufregungen erleiden, die seiner Gesundheit stets so sehr schaden.“

„Was ist denn geschehen?“ fragte Graf Walewski.

„Ich glaube,“ entgegnete der Herzog, „es handelt sich um den amerikanischen Geisterbeschwörer Home. Der Kammerdiener machte mir einige Andeutungen. Sie sind wohl besser in der Angelegenheit unterrichtet, lieber Graf, als ich, der ich bis vor wenigen Wochen in Petersburg war.“

„Dieser Schwindler!“ entgegnete Walewski. „Es ist eine wahre Schande. Dieser spiritistische Hochstapler kam vor ungefähr achtzehn Monaten zum ersten Male nach Paris und erregte bei den Leichtgläubigen der oberen Klassen Aufsehen durch seine Taschenspielerkünste. Die Kaiserin hörte davon und interessierte sich alsbald für den Schwindel, denn sie ist, wie Sie wissen, sehr abergläubisch. Sie veranlaßte es, daß eine spiritistische Sitzung bei Hofe stattfand. Ich habe nicht daran teilgenommen. Es waren nur wenige Personen aus dem intimsten Kreise der Kaiserin, zu dem wir ja beide, Herr Vetter, nicht gehören, zugelassen. Unter anderen war auch der gerade zu Besuch anwesende König Max von Bayern dabei. Der amerikanische Schwindler hat nun so unheimlichen Spuk gemacht, daß der König von Bayern sich vor Schreck wiederholt bekreuzte und die Kaiserin in Ohnmacht fiel.“*)

„Und was ist heute geschehen?“ fragte Walewski.

„Bertrand, der Kammerdiener, hat mir Andeutungen gemacht. Sehen Sie doch, wie dem armen Kerl die Tränen über das Gesicht laufen, er ängstigt sich um die Gesundheit seines Herrn. Gestern abend hat wieder eine Geistersitzung stattgefunden, und der Kaiser hat sich leider von der Kaiserin verleiten lassen, daran teilzunehmen. Der Amerikaner beging die Taktlosigkeit, die angeblichen Geister auf eine Tafel schreiben zu lassen: „Der Kaiser der Franzosen soll Österreich den Krieg erklären und Italien befreien.“*) Diese Dreistigkeit hat den Kaiser außerordentlich verstimmt. Noch gestern abend ließ er die Kaiserin bitten, den Gaukler sofort und für immer zu entlassen. Das hat die Kaiserin, deren Schützling Home nun einmal ist, sehr übelgenommen. Daher die Szene da drinnen, die nun endlich beendet scheint. Es ist ruhig geworden. — Bertrand, wollen Sie nicht einmal nachsehen?“

Der Herzog wies auf das Arbeitszimmer des Kaisers, und Bertrand öffnete vorsichtig die Tür und schlich auf den Zehenspitzen in das Gemach, das sich zwischen dem Vorzimmer und dem Arbeitskabinett befand.

„Die Kaiserin hat gewiß ihren Willen durchgesetzt,“ sagte Walewski, seine Stimme bis zum leisesten Flüstern dämpfend. „Welch eine Frechheit von dem Amerikaner, sich in die Politik zu mischen! Wir beide wissen ja, was im Gange ist. Wenn der Kaiser jetzt seine langgehegten Pläne ausführt, so heißt es, er habe nach den Befehlen des Schwindlers gehandelt und mache seine Politik von solchen Leuten abhängig. Welch eine Schande, wenn die Oppositionspresse, wenn das Ausland davon erfährt! Nein, nein, dieser Amerikaner muß unbedingt fort.“

„Die Kaiserin beschützt ihn, und Sie kennen ihren Eigensinn. Es gibt keine Macht der Welt, die sie veranlassen könnte, ihren Eigensinn aufzugeben. Wenn Home nicht selbst geht, ist er nicht los zu werden, und daß er von selbst geht, ist wohl nicht anzunehmen. Er genießt doch hier zu große Vorteile.“

— — — —

Am Tage nach dieser Unterredung saß Graf Walewski in seinem Arbeitszimmer im Ministerium des Auswärtigen Amtes, als ihm der Besuch der Gräfin Villamarina di Moreno gemeldet wurde.

Die Gräfin war dem Minister nicht bekannt, er ließ daher bei ihr anfragen, welcher Veranlassung er die Ehre ihres Besuches zu verdanken habe, und erhielt die Mitteilung, daß die Dame auf Veranlassung des Kaisers komme.

Sie wurde nun natürlich sofort vorgelassen. Als die Gräfin, die schon schneeweißes Haar hatte, in den Salon des Grafen trat, bat er sie, Platz zu nehmen und ihm mitzuteilen, womit er ihr dienen könne.

„Ich komme in der Angelegenheit meines unglücklichen Neffen, des Marchese Ormonte,“ erklärte sie. „Der Kaiser hat mir gesagt, ich solle mich an das Ministerium des Auswärtigen wenden, und ich glaube daraus schließen zu dürfen, daß er meinen unglücklichen Neffen begnadigt hat. Herr Graf, mein Neffe ist unschuldig. Er hat vielleicht leichtfertig gehandelt, aber er ist nicht schlecht. Er ist kein Feind des Kaisers. Niemals wäre es ihm eingefallen, etwas gegen diesen zu unternehmen. Es muß sich um einen Irrtum handeln.“

„Das ist leider nicht der Fall,“ entgegnete Walewski. „Wir haben die sichersten Beweise, daß er sich an einer Verschwörung gegen das Leben des Kaisers beteiligt hat. Er ist sehr stark kompromittiert, und die Sicherheit des Kaisers erfordert die strengsten Maßregeln gegen alle Verschwörer.“

„Seine Majestät sagten mir gestern abend aber doch, ich solle mich an Sie wenden,“ wiederholte die Gräfin.

„Gestern abend?“ fragte Walewski erstaunt. „Haben Sie Seine Majestät gestern abend gesehen und gesprochen?“

„Ja, gestern abend gegen zehn Uhr.“

„Aber das ist ganz und gar unmöglich!“

„Und doch habe ich den Kaiser um jene Zeit gesprochen. Es war im Palais Royal. Ich hatte durch eine Empfehlung eine Audienz beim Prinzen Napoleon, der ja dort residiert. Ich sprach den Prinzen nur wenige Minuten. Er sagte mir, er könne in der Angelegenheit meines Neffen nichts tun, und seine Fürsprache werde nur schaden. Ich ging ganz verzweifelt hinweg. Als ich die Treppe herunterkam, sah ich unten im Vestibül den Kaiser, der gerade das Palais betreten hatte. Ich warf mich ihm zu Füßen und bat für meinen Neffen um Gnade, der Kaiser sagte mir bloß, ich solle mich an das Ministerium des Auswärtigen wenden, dann schritt er an mir vorüber die Treppe empor.“

„Und das soll gestern abend geschehen sein?“ fragte Walewski, die Gräfin mit Mißtrauen betrachtend, denn sie schien ihm nicht ganz bei Sinnen zu sein. „Ich versichere Ihnen, der Kaiser hat gestern abend die Tuilerien nicht verlassen, und um die von Ihnen angegebene Zeit fand ein Ministerrat statt, an dem der Kaiser selbst teilnahm.“

— — — —

Napoleon Joseph Charles Paul, Sohn des ehemaligen Königs von Westfalen Jerome Napoleon, führte offiziell den Namen Prinz Napoleon und wurde vom Volke mit dem Spitznamen Plon-Plon bezeichnet. Im Jahre 1852, als Napoleon III. Kaiser wurde, erhielt Plon-Plon den Titel eines „kaiserlichen Prinzen“. Der damals gerade dreißig Jahre alte Vetter des Kaisers suchte etwas darin, sich in Opposition zum Hofe zu setzen.

Der Kaiser hatte das Palais Royal für ihn einrichten lassen, aber die Leute, die hier beim Prinzen verkehrten, waren fast ohne Ausnahme Gegner des Hofes. Der Kaiser ließ indes seinen Vetter gewähren; so wußte er wenigstens, wer seine Gegner waren. Der Prinz war im Jahre 1858 noch Junggeselle, und in seinen Gesellschaften ging es sehr frei und ungeniert zu.

So saßen an dem Abend, an dem die Gräfin Villamarina die vergebliche Audienz beim Prinzen hatte, ein Dutzend der vertrautesten Genossen des Prinzen im Salon um den großen Tisch in der Mitte, der mit Drucksachen und Bildern bedeckt war. Alle diese Preßerzeugnisse enthielten scharfe Angriffe gegen den Kaiser und Karikaturen auf die Kaiserin. Der Prinz war nicht im Zimmer, sondern empfing gerade die Gräfin Villamarina in Gegenwart seines Sekretärs in einem anderen Raume. Die Gräfin war ihm sehr warm empfohlen worden, er scheute sich aber doch, die Tante eines Verschwörers am hellen Tage in seinem Hause zu empfangen, deshalb hatte er ihr erst für eine späte Abendstunde die Unterredung bewilligt, bei der der Sekretär als Zeuge zugegen war. Vielleicht fürchtete er auch eine Falle, die ihm auf Veranlassung der Kaiserin gelegt werden sollte.

Der Prinz hatte in wenigen Minuten die Audienz beendet und trat jetzt in den Salon zu den Bekannten zurück. Er saß aber kaum wieder unter ihnen, als der Kammerdiener eintrat und mit verstörtem Gesicht meldete: „Seine Majestät der Kaiser!“

Ein wirklicher Schreck bemächtigte sich aller Anwesenden. Aber bevor sich der einzelne noch über die Bedeutung dieses Besuches klar geworden war, stand der Kaiser, der dem Diener unmittelbar gefolgt war, im Zimmer. Der Prinz war aufgesprungen, um den hohen Gast zu begrüßen.

*) Historisch.

*) Wörtlich wahr.

Der Kaiser reichte ihm die Hand.

„Ich weiß, lieber Vetter, daß sich in Ihrem Hause das Genie und das Talent ein Stelldichein geben, und wie ich sehe, haben Sie heute wieder eine Zahl hervorragender Geister um sich versammelt. Gestatten Sie mir, einen Augenblick in diesem interessanten Kreise zu verweilen."

Der Kaiser ließ sich auf einen Sessel nieder und betrachtete mit liebenswürdigstem Lächeln die Gesellschaft.

Diese hatte soeben einen sarkastischen Witz, den der Prinz über die Kaiserin gemacht hatte, belächelt, und es war selbstverständlich unmöglich, dieses Thema weiter zu behandeln. Herr v. St. Beuve, einer der schärfsten Gegner des Kaisers im Senat, erklärte endlich: „Wir sprachen von den Frauen im allgemeinen, Majestät."

„Ein sehr interessantes Thema, wenn nicht überhaupt das interessanteste," entgegnete der Kaiser. „Doch ich glaube, Herr Eugen Delacroix, der anwesend ist, ist eine der kompetentesten Persönlichkeiten. Er kennt die Frauen vom Standpunkt des Dichters und des Malers aus."

Delacroix verbeugte sich geschmeichelt, aber es war ihm nicht wohl zu Mute. Unmittelbar vor dem Platze des Kaisers lag nämlich auf dem Tische eine äußerst boshafte Karikatur auf die Kaiserin von der Hand Delacroix'. Der Kaiser streckte seine Hand nach den auf dem Tische liegenden Bildern und Drucksachen aus.

„In einer solchen Gesellschaft, die dem Gastmahl des Plato gleicht, muß auch das Gedruckte und Gezeichnete interessant sein," sagte er dabei mit boshaftem Lächeln.

Er ergriff die Karikatur auf die Kaiserin und betrachtete sie. Sein Gesicht verfinsterte sich, sein Blick flog drohend über die Gesellschaft, die ausnahmslos mit verlegenen, zum Teil schreckensbleichen Gesichtern dasaß.

Plötzlich brach Prinz Napoleon in ein respektwidriges Gelächter aus, und als die Anwesenden entsetzt den Prinzen betrachteten, weil sie glaubten, er sei vor Schreck wahnsinnig geworden, erhob sich der vermeintliche Kaiser, nahm Schnurr- und Knebelbart ab, und vor den Erstaunten stand — Vivier, der bekannte Schauspieler, der auf Veranlassung des Prinzen diese Szene gespielt hatte.

— — —

Die Pariser Polizei war unter dem dritten Napoleon ebenso vorzüglich eingerichtet wie unter dem ersten. Sie hatte Spione überall, selbstverständlich auch in dem Hause des kaiserlichen Prinzen. Am Abend des Tages, an dem die Gräfin Villamarina den Grafen Walewski besucht hatte, wußte dieser bereits, welche komische Szene Plon-Plon am Abend vorher seinen Gästen durch Vivier bereitet hatte.

2.

Der Amerikaner Home war damals ein Mann in den vierziger Jahren und eine jener hageren, sehnigen Gestalten, die typisch für den amerikanischen Yankee sind. Er hegte nur den einen Wunsch, Geld zu verdienen, und solange er die Freundschaft der Kaiserin genoß, flossen ihm Unsummen zu.

Die Kaiserin Eugenie war, wie die meisten Spanierinnen, äußerst abergläubisch und hielt den Amerikaner allen Ernstes für einen Menschen, der übernatürliche Kräfte besitze.

Wenige Tage nach dem Vorfall im Palais des Prinzen Plon-Plon erhielt der Amerikaner einen Brief des Herzogs von Morny, worin er gebeten wurde, den Minister in einer wichtigen Angelegenheit mit seinem Besuche zu beehren. Der Herzog empfing Home mit äußerster Freundlichkeit und kam bald auf dessen Geisterbeschwörungen zu sprechen.

„Ich muß es Ihnen offen gestehen, mein Herr," sagte er, „daß ich bis vor wenigen Tagen nicht Ihr Anhänger gewesen bin. Ich denke aber jetzt anders darüber, da Sie Beweise geliefert haben, die unumstößlich sind. Ich muß Sie natürlich um Verschwiegenheit bitten, ich spreche zu Ihnen nicht aus eigenem Antriebe, sondern im Auftrage einer anderen Persönlichkeit, der höchsten, die Frankreich hat."

„Im Auftrage des Kaisers," sagte Home, der seine Freude kaum verbergen konnte.

„Diese hohe Persönlichkeit," fuhr der Herzog fort, „haben Sie vor einigen Tagen gelegentlich der Sitzung bei Ihrer Majestät der Kaiserin in Bestürzung versetzt, indem Sie eine politische Anspielung machten, die den geheimsten Gedanken dieser Person vielleicht entsprach. Die hohe Person steht gegenwärtig vor gewichtigen Entscheidungen. Würden Sie sich dazu entschließen, dieser Person in einer Sitzung, die hier bei mir stattfinden soll, einige Fragen zu beantworten, oder vielmehr durch Ihre Geister beantworten zu lassen? Es sollen nur sehr wenige Zeugen, nur Vertraute zugegen sein. Natürlich muß die Sache mit äußerster Diskretion behandelt werden. Die Sitzung soll deshalb auch hier und nicht in den Tuilerien stattfinden. Die hohe Person will selbst ganz aus dem Spiele bleiben. Sie verstehen mich. Sie wünscht von Ihnen, daß Sie so tun, als wüßten Sie nicht, wen Sie vor sich haben, als wäre diese Person gar nicht anwesend."

Home erklärte, er stehe zu Diensten. Er wußte ja, daß in Gegenwart des Monarchen keine Skandalszene stattfinden konnte, und daß sich ein Kaiser nicht dazu hergibt, selbst den Entlarver zu machen. Er lief also keine Gefahr. Die Geldgier ließ den Yankee auch nicht lange überlegen. Den Kaiser zu seinem Anhänger bekommen, hieß für ihn die bisherigen Einnahmen verdoppeln. Napoleon III. zum Anhänger zu haben, das bedeutete für Home die Aussicht auf eine glänzende Zukunft.

Es wurde ein Zimmer in der Wohnung Mornys ausgesucht, das dem Beschwörer geeignet für seine Geister schien, dann wurde ausgemacht, daß außer dem Kaiser und Morny nur noch der Graf Walewski anwesend sein dürfe. Die Sitzung sollte am Abend stattfinden.

Als Home pünktlich zur angesetzten Stunde im Palais des Herzogs erschien, stand der Kaiser bereits am Kamin und beantwortete die tiefe Verbeugung des Amerikaners mit einem Kopfnicken.

Es wurde alles zur Sitzung fertig gemacht. Die Vorbereitungen waren sehr einfach. Home hatte nichts mitgebracht als eine Schiefertafel. Er ließ die drei anwesenden Herren diese Tafel betrachten, zum Beweise, daß nichts darauf geschrieben sei. Dann wurde ein kleiner Tisch, der auf vier Beinen stand, in die Mitte des Zimmers gestellt und mit einem Tuche bedeckt, das bis auf den Boden reichte. Hierauf stellte Home hinter den Tisch einen Stuhl für sich und einige Schritte vom Tische entfernt, seinem Platze gerade gegenüber, einen anderen Stuhl.

Durch eine tiefe Verbeugung bat er den in Schweigen verharrenden Kaiser, auf diesem Stuhle Platz zu nehmen. Der Monarch folgte der Einladung, hinter ihm stellten sich Walewski und Morny auf. Letzterer hatte noch eine besondere Aufgabe bei dieser Sitzung, da kein Diener dabei anwesend sein sollte. Zu seiner Rechten standen nämlich auf einem Tischchen zwei große, silberne, fünfarmige Leuchter, auf denen Kerzen brannten, und er hatte es übernommen, nach den Zurufen des Amerikaners jedesmal vor diese Leuchter einen Lichtschirm zu schieben, wodurch es halbdunkel im Zimmer wurde, oder den Lichtschirm zu entfernen, so daß es wieder hell ward.

Home *nahm* hinter dem Tische Platz und legte die Schiefertafel unter den Tisch, wobei er die Decke recht *auffällig* zurückschlug, damit man sich überzeuge, daß *nichts* darunter verborgen sei.

Er setzte sich dann zurecht, *faltete* die Hände, indem er die Ellbogen auf den *Tisch* stützte, und sprach mit halblauter, eigentümlich klingender Stimme ein englisches Gebet.

„Schirm!" kommandierte er dann französisch, und Morny schob den Schirm vor die Leuchter. Man sah in dem Halbdunkel deutlich die Gestalt des Amerikaners, sah seine über dem Tisch befindlichen, gefalteten Hände. Die Gestalt des Kaisers war ganz in Dunkel getaucht.

„Ich bitte zu fragen," tönte die Stimme des Amerikaners.

„Soll ich tun, was ich zu tun gedenke?" sagte der Kaiser halblaut.

Tiefe Stille trat ein, dann hörte man plötzlich einen sonderbaren Laut. Es war das eigentümliche Knirschen und Kreischen, das ein Griffel verursacht, mit dem man auf einer Schiefertafel schreibt.

Dann ein Schreckensschrei.

Home war zu Boden geworfen, der Tisch, auf den er sich gestützt hatte, ebenfalls. Helles Licht beleuchtete das Zimmer. Walewski und Morny stürzten sich auf den wütenden Amerikaner, dessen rechtes Bein Vivier — denn er war natürlich die Person, die Home für den Kaiser gehalten hatte — festhielt.

Die Türen des Nebenzimmers wurden aufgerissen, und herein stürmten eine Anzahl Herren, die dort verborgen gewesen waren. Unter ihnen befand sich der Minister des Inneren, der Polizeipräfekt von Paris und der Chef der Kriminalpolizei.

Den Eintretenden bot sich ein sonderbarer Anblick. Dem Schauspieler Vivier war der falsche Bart abgefallen, denn er rang mit dem Schwindler. Dessen Bein war ohne Schuh, der unter dem Tische stand. Der Fuß war mit einem Strumpfe bekleidet, der keine Spitze hatte, so daß die Zehen nackt blieben.

Der Kniff des Amerikaners bestand in folgendem: Er zog unter dem Tisch den rechten Fuß aus dem ausgeschnittenen Salonschuh und ergriff mit den Zehen einen Griffel, der in dem Schuh lag. Den Griffel mit der großen und der benachbarten Zehe festhaltend, schrieb er alsdann auf die Schiefertafel die angeblichen Antworten der Geister.

Es erfolgte eine kurze Beratung unter den vornehmsten Anwesenden, dann erklärte Graf Walewski dem Amerikaner: „Aus besonderen Rücksichten sollen Sie nicht verhaftet werden, wenn Sie noch heute nacht abreisen. Vorher werden wir aber eine Haussuchung in Ihrer Wohnung halten. Weigern Sie sich, abzureisen, so werden Sie sofort als Gefangener abgeführt, und ich versichere Ihnen, wir haben Gefängnisse, aus denen man nicht mehr herauskommt."

Die Wahl konnte Home natürlich nicht schwer fallen. Zwei Stunden später verließ er, unauffällig von zwei Polizeibeamten in Zivil begleitet, Paris. Man hatte ihn gezwungen, einen Brief an die Kaiserin zu schreiben, worin er erklärte, in dringenden Familienangelegenheiten sofort abreisen zu müssen. Briefe von der Kaiserin an ihn, die man in seiner Wohnung fand, belegte man mit Beschlag, ließ ihm aber alle Kostbarkeiten und sein Geld. Am nächsten Tage meldeten die Zeitungen aus Brüssel seine Ankunft. Die Kaiserin, die zuerst argwöhnte, daß Gewalt gegen ihren Schützling angewendet worden sei, beruhigte sich nunmehr in der Annahme, daß er freiwillig gegangen sei. —

Nach einigen Tagen erst teilten Walewski

und Morny dem Kaiser mit, in welcher Weise sie den Schwindler entlarvt und fortgebracht hatten.

Den größten Vorteil von diesen Vorgängen aber hatte der verhaftete Marchese Ormonte. Der Kaiser begnadigte ihn und entließ ihn aus dem Gefängnis.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Eine Menschen- und Hundegeschichte. — Einer der beliebtesten russischen Dramatiker schrieb ein Schauspiel, das den sonderbaren Titel „Hundegebell" trug und für das Nationaltheater in Moskau bestimmt war. Bei dem hervorragenden Namen des Verfassers sah man dem Erscheinen des Stückes mit großem Interesse entgegen. In den spannendsten Szenen sollte ein Hund mitwirken, der durch sein Gebell die interessantesten Verwicklungen der Handlung zu lösen hatte. Wie dies aber anfangen, darüber war sich der Dichter vorläufig noch nicht klar. Ein Tier abzurichten, damit es bei dem Stichwort auf die gegebene Sekunde seine Hundesprache hören ließe, hatte sich trotz aller Versuche bisher als unmöglich erwiesen. Kurz: guter Rat war teuer.

Da ließ sich eines Tages bei dem Verfasser ein junger Mensch anmelden, der ihn in einer wichtigen Angelegenheit zu sprechen wünschte. Der Fremde wurde vorgelassen und stellte sich vor den Schreibtisch, an dem der Dichter saß.

„Wer sind Sie und was wünschen Sie?"

„Entschuldigen Sie," brachte der Unbekannte mit zaghafter Stimme hervor, „ich bin ein Kulissenschieber vom Nationaltheater und weiß also, in welcher Verlegenheit Sie wegen der Aufführung Ihres „Hundegebells" sich befinden."

„Das ist leider so. Es ist eben absolut nichts zu machen."

„Vielleicht doch. Ich möchte mich Ihnen nämlich als Hund anbieten," sagte der Fremde schüchtern. „Sehen Sie," fuhr er fort, „ich kann nämlich bellen, so natürlich wie ein Hund. Sie sollten nur einmal die Hunde sehen in der Krutitzkajastraße, wo ich wohne. Wie toll gebärden sie sich, schon wenn sie mich erblicken und ich ihnen dann ihre Sprache nachahme."

Hier machte er eine Probe, und diese bestätigte, was er gesagt, vollkommen.

„Gut," sagte der Dichter, „Sie sind engagiert. Ich werde Ihnen Nachricht geben, sobald die ersten Proben stattfinden."

Der junge Mensch war glückselig. „Ein Meisterstück soll's werden, Herr! Verlassen Sie sich darauf."

„Hoffen wir das," versetzte der Dichter.

Und in der Tat — das Stück gelang glänzend.

Humoristisches.



Sehr natürlich.

Polizeikommissar (am ersten Tage zum Inhaftierten): Kennen Sie diesen Schlüssel?

Inhaftierter: Nein, Herr Kommissar.

Polizeikommissar (am zweiten Tage): Kennen Sie diesen Schlüssel?

Inhaftierter: Ja, Herr Kommissar.

Polizeikommissar: Aha! Sie gestehen also?!

Inhaftierter: Ganz und gar nicht, aber ich kenne den Schlüssel jetzt. Sie haben ihn mir ja gestern gezeigt.



Unverfroren.

Herr (einen Fremden auf der Straße anhaltend): Das ist ja der Überzieher, der mir vergangenen Sonntag abhanden gekommen ist!

Fremder: Na, sehen Sie, und ich habe Sie schon die ganze Woche gesucht!

Das „Hundegebell" stand lange Zeit hindurch auf dem Repertoire und erlebte Hunderte von Wiederholungen. Den größten Beifall erntete der Hund. Zwar war er für das Publikum nicht sichtbar, aber in der täuschenden Art und Weise und besonders in der Präzision, mit der er sein „Hundegebelfer" wiedergab, lag der Haupterfolg des Stückes.

Durch die Gabe, daß der Mann bellen konnte wie ein Hund, hatte sich ihm ein Erwerb erschlossen, der aller Not mit einem Schlage ein Ende setzte. Dadurch ermutigt, hing er seinen bisherigen Beruf an den Nagel, und aus ihm, der mit der Rolle eines Hundes hinter den Kulissen angefangen hatte, wurde der spätere berühmte russische Komiker Orlansky. [—u.]

Eine originelle Inschrift befindet sich in der Nikolaikirche zu Stralsund. Unter anderen Sehenswürdigkeiten wird der Stuhl der ehemaligen Kaufmannsinnung gezeigt, der in deren Sitzungssaal stand, einen Mann mit drohend geschwungener Keule darstellt und folgende warnende Inschrift aufweist: „Wat ken krämer es, der bliw buten (bleibe draußen), süst schlag ick em up de schnuten!" [E. K.]

Leicht erklärlich. — Herzog Karl August von Weimar rauchte als junger Mann gern eine Pfeife, später große starke Zigarren. Als der Herzog einmal durch die Dienerstube ging, blieb er plötzlich stehen, zog etwas Luft ein und bemerkte: „Riecht gar nicht übel hier. Ist mir doch gerade, als wenn wir eine und dieselbe Sorte rauchten." [D—l.]

Bilder-Rätsel.



Aus den obigen Buchstaben läßt sich bei richtigem Ablesen ein Spruch entziffern, den auch der Rätselonkel seinen alten und neuen Freunden hiermit zuruft.

Auflösung folgt in Nr. 2.

Auflösung des Bilder-Rätsels in Nr. 52, Jahrgang 1902:
Des Menschen Gemüt ist sein Geschick.

Anagramm.

Du holde Maid, aus weiter Ferne
Red' ich im Rätsel heut zu dir:
Ich weiß ein Wort, dir wär' ich's gerne —
O sprich dies eine Wort zu mir!

Will Freud und Leid stets mit dir tragen,
Blick an das Wort, es sagt noch mehr:
Misch seine Zeichen und sie sagen,
Was ich dir gern durchs Leben wär'!

Auflösung folgt in Nr. 2.

Rätsel.

Im Winterschlaf ruht die Natur.
Wann grünt aufs neue Wald und Flur?
Wann grüßt das Wort im Garten?

O hoff'! Es naht die Zeit heran.
Mit anderem Haupt künd' ich dir an:
So lang nur mußt du warten!

Auflösung folgt in Nr. 2.

Auflösungen von Nr. 52, Jahrgang 1902:
des Buchstaben-Rätsels: Punsch, Wunsch;
der dreisilbigen Charade: Eisblumen.

Redigiert unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.